

Wir Teilzeit-Menschen: Bemerkungen zu kleinen Lebens-Welten

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1985). Wir Teilzeit-Menschen: Bemerkungen zu kleinen Lebens-Welten. *Die Mitarbeit*, 34(4), 344-356.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55415>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wir Teilzeit-Menschen

Bemerkungen zu kleinen Lebens-Welten *

Von Ronald Hitzler, Köln

Um mit einer paradox anmutenden Behauptung zu beginnen: Was uns, und mit ‚uns‘ meine ich uns *moderne* Menschen, mit ‚uns‘ meine ich uns Zeitgenossen in diesem unserem Lande (und in anderen, gar nicht so unähnlichen Ländern), also was uns vereint, das ist unsere hochgradige Vereinzelung: Jeder von uns ist in einem Maße, wie es in früheren Gesellschaften unbekannt war, eben *nicht* wie jeder andere, sondern wie sonst niemand. Und gerade deshalb sind die meisten von uns ‚wie alle‘. Nun, diese Behauptung, daß wir alle so vereinzelt, so individuell und gerade deshalb uns doch wieder so ähnlich sind, leuchtet ja durchaus nicht ohne weiteres ein. (Und später werden wir auch sehen, *warum* diese Behauptung *nicht* auf Anhieb einleuchtet.)

I. Normales und Selbstverständliches

Wenn wir unseren Alltag, ja wenn wir unser ganzes Leben so betrachten, dann haben wir zwar einerseits den Eindruck, daß wir durchaus immer mal wieder (oder auch öfters) etwas Besonderes tun oder erleben, aber andererseits benehmen sich die meisten von uns meistens doch ziemlich normal: Wir bewegen uns mit ‚normalen‘ Verkehrsmitteln (d.h. kaum einer reitet noch auf dem Pferd zur Arbeit – und noch seltener benutzt hierzulande jemand ein Kamel zu diesem Zweck), wir arbeiten in ‚normalen‘ Produktions-, Verwaltungs- und Bildungsstätten, wir wohnen in ‚normalen‘ Wohnstätten (statt auf Bäumen oder in Höhlen), und wir schlafen normalerweise in ‚normalen‘ Schlafstätten (statt uns z.B. kopfunter an der Decke aufzuhängen oder auf Nagelbrettern zu liegen). Was die Kleidung, das Essen, die sexuellen Praktiken angeht, so kennen wir in unserer Gesellschaft zwar eine relativ hohe Bandbreite – aber erstens nutzen wir diese Bandbreite wohl nicht unbedingt unentwegt aus, und zweitens und vor allem ist diese Palette zwar vielfältig, aber doch auch wieder ‚relativ‘ normal: Selbst eingeschworene Punks, um einen besonders avantgardistischen Mode- und Lebensstil zu nennen, sehen üblicherweise davon ab, Dinge zu tun, die in anderen Kulturen z.B. durchaus ‚normal‘ sind; wie etwa: große Holzscheiben in die aufgeschlitzte Unterlippe zu schieben, oder sich Rundhölzer durch den Penis zu treiben. In unsere Feinschmeckerküchen haben zwar längst geröstete Ameisen und geschnetzelte Schlangen Einzug gehalten, aber Gummireifen und Krötenschleim verschmähen die meisten von uns immer noch. Und auf dem erotischen Sektor schließlich scheint zwar den Aufgeklärten unter uns ja nachgerade ‚nichts Menschliches mehr fremd‘ zu sein, was aber ist mit Un-Menschlichem – wie z.B. dem von manchen Spinnenarten praktizierten Verspeisen der Männchen nach dem Liebesakt?

* Überarbeiteter Text eines Vortrages, der im März dieses Jahres auf Einladung der Volkshochschule Heidenheim gehalten wurde. Er steht im Kontext der Vorbereitung zweier empirischer Projekte: a) an der Universität Bamberg über „Heimwerker“ (mit P. Gross, A. Honer und W. Unsel) und b) an der Universität zu Köln über „Parlamentarier zu Bonn“ (mit F. Neidhardt). Beiden geht eine längere theoretische Diskussion über „Orientierungsprobleme des Menschen in modernen Gesellschaften“ mit T. Luckmann und insbesondere mit A. Honer voraus.

Es läßt sich kaum leugnen: Wir machen nicht nur Vieles, sondern das meiste so, wie es außer uns eben viele andere auch machen: Wir alle richten uns ziemlich ‚typisch‘ ein – wenn schon ausnahmsweise nicht in unserer Wohnung, so doch in unserem Leben. Wir leben Tür an Tür, Haus an Haus, Garten an Garten. Wir kaufen meistens die gleichen, nämlich die massenhaft produzierten Dinge. Und auch *wir* stellen wiederum Dinge, Dienstleistungen, ‚Vorgänge‘ her, die selber Teil dieser Massenhaftigkeit sind. Die meisten von uns teilen auch ihr Leben auf eine recht typische Art und Weise auf und ein: den Tag ebenso wie die Woche, den Monat wie das Jahr – und das alles wiederum verändert sich ganz typisch, je nachdem, in welcher Lebensphase wir uns jeweils befinden und welchem Geschlecht, welchem Sexus wir angehören.

Und trotzdem habe ich behauptet (und das behaupte ich auch weiterhin), daß das, was uns moderne Menschen vor allem vereint, eben unsere Vereinzelung ist. Wenn ich ‚Vereinzelung‘ sage, dann meine ich damit *nicht* jenes Lieblings-Problem unseres intellektualistischen Kulturbetriebs, die sogenannte ‚Vereinsamung‘ des modernen Menschen (die stets Gelegenheit bietet, sich in ästhetisierendem Weltschmerz und in politisierender Globalkritik irgend eines Gesellschaftssystems zu ergehen). Wenn ich von Vereinzelung spreche, dann meine ich vielmehr eine ziemlich banale Erscheinung: Wir sind – außer in sehr frühen und *vielleicht* wieder in sehr späten Phasen unseres Lebens – kaum noch *kontinuierlich* (d.h. fortlaufend) zusammen mit auch nur *einem* anderen Menschen, geschweige denn mit mehreren anderen. Auch solche Beziehungen, die uns den Anschein von Dauerhaftigkeit vermitteln, sind, wenn wir es genau betrachten, eben *nicht* dauerhaft im Sinne eines dauernden Beisammenseins, sondern auch sie sind gleichsam zerlegt in viele kleine, isolierte Abschnitte. Und nur diese Abschnitte ordnen sich anscheinend im Fluß unserer Lebenszeit zu einer Art von Band aus *einzelnen* Gliedern.

Wir sprechen hier noch keineswegs von spontanen, von kurzlebigen oder von problematischen, von zerbrechenden Beziehungen, sondern von ganz *stabilen* Verhältnissen zwischen Menschen. Von Beziehungen also, wie sie zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lebensgefährten, zwischen Ehepaaren, zwischen Freunden ‚von Jugend an‘, zwischen alten Arbeitskollegen, zwischen langgedienten Vereinsmitgliedern, zwischen Gesinnungsgenossen und Schicksalsgefährten bestehen mögen. Solcherlei Beziehungen scheinen unserem Leben Form und Festigkeit zu geben. Sie erscheinen uns wie Taue, die sich durch unseren Alltag ziehen und an denen wir uns auch über problematische Situationen hinweghangeln können. Wenn wir solche Beziehungen unterhalten, dann haben wir den Eindruck, in ihnen fänden sich *die* Menschen, mit denen wir unser Leben ‚teilen‘.

Und in der Tat, eben dies tun wir: Wir *teilen*! Einerseits teilen wir unser Leben *mit* diesen anderen, andererseits aber teilen wir unser Leben auch *zwischen* diesen anderen auf. Wir teilen unsere Zeit tagtäglich ein in einzelne Abschnitte, die kaum *mehr* miteinander zu tun haben als das, daß eben *wir* sie erleben und durchleben, gleichsam durchwandern. Und in diesen Einzelabschnitten unseres Tagesablaufs begegnen wir völlig verschiedenen Menschen, und zu diesen völlig verschiedenen Menschen unterhalten wir völlig verschiedenartige Beziehungen. Diese Menschen spielen Rolle in unserem Leben: wichtige Rollen und unwichtige Rollen, Hauptrollen und Nebenrollen, gute Rollen und schlechte Rollen. Und *wir* wiederum spielen die jeweils passende (oder un-passende) Rolle im Leben der anderen. – Das alles empfinden wir als so normal, daß wir, wenn überhaupt, nur dann ein

Aufhebens davon machen, wenn Veränderungen eintreten (also z.B. wenn sich jemand nicht mehr in seine Rolle fügt, die er in unserem Leben spielt, oder wenn ein Abschnitt des Tages, den wir in dieser oder jener Weise mit diesem oder jenem Menschen zu teilen gewohnt sind, nun eben nicht mehr so verläuft, wie wir es gewohnt sind usw.).

II. Seltsame Ideen und sonderbare Leute

Aber wenn wir es uns genau überlegen, finden wir es dann nicht doch seltsam, daß wir es als *so* normal, *so* selbstverständlich empfinden, daß wir mit *diesem* Menschen zusammen *dies* und mit *jenem* zusammen *jenes* tun – statt eben *alles*, was wir tun und was wir erleben, mit dem oder denen zu teilen, mit dem oder denen wir, aus welchem Grund auch immer, eben am liebsten zusammen sind? Falls uns diese Zersplitterung unseres Alltags in lauter Teilzeit-Beziehungen aber *nicht* seltsam vorkommt, müßte es uns *dann* konsequenterweise nicht seltsam anmuten, daß wir trotzdem in regelmäßigen oder unregelmäßigen Intervallen eben doch *bestimmte* Beziehungen immerzu mit *denselben* Menschen unterhalten? Daß wir mit denselben Bekannten immer wieder Skat spielen, daß wir die gleichen Arbeitskollegen jeden Werktag im gleichen Betrieb wiedertreffen, daß wir uns mit derselben Nachbarin immer wieder zum Kaffeeklatsch verabreden, daß wir so oft mit dem oder den gleichen Menschen vor dem Fernseher sitzen, daß wir Abend für Abend mit demselben vertrauten Menschen zu Bett gehen? – Nun, das einzig Seltsame ist wohl, daß auch das alles und vieles mehr für die meisten von uns normalerweise völlig normal, ganz selbstverständlich und eben *gar nicht* seltsam ist.

Dabei könnten wir unser Leben ja vielleicht auch ganz anders gestalten: Wir könnten z. B. wirklich versuchen, *alles*, was wir tun, mit demselben oder denselben Menschen zu tun; also einfach alles: Zusammen schlafen, arbeiten, essen, sich vergnügen usw. Oder man könnte eben im Gegenteil versuchen, niemals das Gleiche mit demselben oder denselben Menschen zusammen zu tun. Oder man könnte das Zusammenleben mit bestimmten anderen eben tage-, wochen-, monatsweise aufteilen, so daß wir heute alles, was wir tun, mit diesem und morgen alles, was wir tun, mit jenem tun. Aber seltsam: *Der* Gedanke, unser Leben vielleicht auf eine solche Art und Weise zu organisieren, erscheint wohl den meisten von uns nun durchaus *seltsam*. Und das hat seine Gründe. Ich weiß nicht, ob es ‚gute‘ Gründe sind. Manche Menschen zumindest bezweifeln, daß es ‚gute‘ Gründe sind, und versuchen, ihr Leben, vor allem ihr Leben mit anderen, anders zu leben: Manche z. B. nehmen sich vor, möglichst *ganz allein* ihren Alltag zu gestalten. ‚Singles‘ nennen wir solche Leute heutzutage neudeutsch. Andere nehmen sich im Gegenteil dazu vor, mit bestimmten anderen möglichst alles *gemeinsam* zu machen, d. h. ‚alternativ‘ zu leben und eben nicht in dieser Rolle mit diesem und in jener Rolle mit jenem zusammen zu sein, sondern ganzheitliche und ganzzeitliche Beziehungen zu unterhalten. Und siehe da: Man kann einerseits viel mehr ungebunden und allein machen, als wir es typischerweise bislang gewohnt sind, und man kann andererseits auch viel mehr mit denselben Menschen zusammen tun, als es bei uns allgemein üblich ist. Aber dieses ‚viel mehr‘ ist eine relative Größe, kann, so möchte ich behaupten, auch nur eine relative Größe sein, aber kein absolutes Prinzip.

Auch ganz überzeugte ‚Singles‘, die ihren Ehrgeiz darein legen, möglichst alle traditionellen Beziehungen zu lösen und ungebunden an andere Menschen durchs Leben zu ziehen, stecken einerseits immer schon in eingelebten Teilzeit-Beziehungen drin (zu Eltern, zu Jugendfreunden oder zumindest zu Arbeitskollegen). Auch überzeugte ‚Singles‘ müssen fast unweigerlich bestimmte Phasen ihres Alltags mit immer wieder denselben anderen teilen. Und andererseits bauen auch überzeugte ‚Singles‘ fast ebenso unweigerlich ‚neuartige‘ (oder auch gar nicht so neuartige) dauerhafte Beziehungen zu anderen Menschen auf – auch wenn diese dann oft mit dem Nirmbus der ‚Zufälligkeit‘ verbrämt werden. (Besonders typisch hierfür sind wohl ‚Cliques‘, die sich immer wieder in bestimmten Kneipen treffen). Was ‚Singles‘ also tatsächlich ändern, sind teilweise die Formen ihrer *privaten* Beziehungen. Vor allem durchbrechen sie die ihrer Meinung nach überholten, veralteten, gesellschaftlich üblichen Formen der ‚Verantwortlichkeit‘ für andere Menschen. Was sie *im Prinzip* nicht ändern (und, wie ich behaupte, auch nicht ändern *können*), das ist die Teilzeit-Struktur des modernen Lebens.

Aber auch ganz überzeugte ‚Alternative‘, die versuchen, zumeist gar nicht so neue, aber für uns eben einigermaßen ungewohnte Formen von ‚Gemeinschaft‘, von ganzheitlichem Zusammenleben zu praktizieren, zollen unweigerlich ihren Tribut an unsere Teilzeit-Kultur. Einerseits kommen auch überzeugte ‚Alternative‘ im Alltag kaum umhin, *verschiedene* Beziehungen nach ‚außen‘ zu unterhalten: Auch wenn sie zusammen schlafen, arbeiten und essen, so muß man doch gelegentlich einkaufen, auf Ämter gehen, familiäre Verpflichtungen wahrnehmen usw. (Außerdem lebt jeder Mensch, darauf werden wir noch kommen, *unumgänglich* auch in Welten, die er mit niemandem teilen *kann*.) Andererseits zeigt sich in der alltäglichen Praxis jeder alternativen Lebensgemeinschaft, daß auch *ihre* Mitglieder immer wieder zumindest kurzfristige, spontane ‚Ausflüge‘ unternehmen, daß auch sie sich ab und zu wenigstens vorübergehend aus dem Kollektiv zurückziehen, ausbrechen und ‚Außen‘-Kontakte knüpfen wollen. Was ‚Alternative‘ also praktisch abzubauen versuchen, das sind die sogenannten Sach-Zwänge von anonymen Institutionen, von Industrien und Bürokratien, jene Sachzwänge, die unser ‚reibungloses Funktionieren‘ fordern, jene Sachzwänge, die uns dazu bewegen, eben immer genau dann *die* Rolle zu spielen, die *jetzt*, und nachher eben jene Rolle, die *dann* den Anforderungen dieser undurchschaubaren, unpersönlichen ‚Systeme‘ genügen. Die ‚Alternativen‘ versuchen also, das Leben so zu organisieren, daß es statt dessen (wieder) den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen, statt den Erfordernissen eines ‚funktionalen Ablaufs‘ entspricht. – Aber auch wenn es, was bezweifelt werden kann, den ‚Alternativen‘ gelingt, den Alltag menschenfreundlicher und menschlicher zu gestalten, so ändern sie doch wahrscheinlich nichts *Prinzipielles* daran, daß das moderne Leben eben keine zeit-lose Idylle ist, sondern ein ziemlich wirres Getriebe von Teilzeit-Angelegenheiten, daß die Routine des modernen Lebens eben gerade darin liegt, daß wir unentwegt unsere Beziehungen, unsere Interessen, unsere ‚Perspektiven‘ wechseln und verändern, daß wir uns ‚situationsgerecht‘ verhalten (müssen).

III. Ein Bastler-Leben

Wenn wir uns nun überlegen, was wir modernen Menschen, außer unserer Vereinzelung, noch gemeinsam haben könnten, dann entdecken wir wohl vor allem eine bestimm-

te *Einstellung* zu unserem Leben und zu unserer Wirklichkeit: Was wir noch gemeinsam haben, das ist eine gewisse ‚Bastel‘-Mentalität. Diese ‚Bastel‘-Mentalität, die uns normalerweise selber gar nicht auffällt, ist gleichsam eine Reaktion darauf, daß wir unsere Welt und unser Leben nicht, wie es in früheren Gesellschaften mehr oder weniger ausgeprägt der Fall war, als etwas erfahren, was ‚aus *einem* Guß‘ ist, was *einem* (göttlichen oder natürlichen oder geschichtlichen) Sinn entspricht. Vielmehr erfahren wir unsere Welt und unser Leben als eine Art Ansammlung von Mosaik-Steinchen, die *wir*, die jeder einzelne von uns, zu einem oder besser eben zu *seinem* eigenen Sinn-Bild zusammensetzen muß.

In ganz frühen, in sogenannten archaischen Kulturen, in Kulturen also insbesondere ohne Schrift, ist die Welt und das Einzel-Leben insgesamt in *einem* Sinn-System verankert, das alle Ereignisse und Erscheinungen umfaßt. Die archaische Gemeinschaft besteht nicht nur aus Menschen, zur Gemeinschaft gehören auch Tiere und Pflanzen, ja sogar Berge und Steine und Flüsse. Dazu gehören auch die Verstorbenen, die Geister und Dämonen und die Götter. Sie alle gelten als beseelt, als Teil *eines* Deutungszusammenhanges. Sie alle unterliegen *denselben* Maßstäben von Moral und Verantwortlichkeit. Jedes Phänomen und jede Tätigkeit hat in archaischen Kulturen feststehende Bedeutung in einer religiösen Ordnung.

Spätere, sogenannte traditionale Kulturen, Schriftkulturen also, sind gleichfalls relativ stabil, aber eben prinzipiell hierarchisch geordnet: Der göttliche Bereich ist nun ‚transzendent‘, d. h. er ist über die Welt herausgehoben und ‚wirkt‘ auf diese ein. Menschenwelt und Naturwelt entkoppeln sich zunehmend (Ent-Seelung). Die Wirklichkeit traditionaler Kulturen ist zwar von je *einem* Sinn-Prinzip bestimmt, alle Phänomene lassen sich zwar prinzipiell in *einem* religiösen Sinn-System verorten, aber viele alltägliche Ereignisse und Tätigkeiten sind nur noch mittelbar religiös verankert. Das heißt, sie können zwar von Experten grundsätzlich religiös gedeutet werden, finden aber normalerweise ohne dauernde Bezugnahme auf die göttliche Weltordnung statt.

In heutigen, sogenannten modernen Kulturen fehlt die allgemeine *Verbindlichkeit* eines religiösen Deutungszusammenhangs. (Das heißt nicht etwa, daß die einzelnen Menschen keine religiösen Bindungen mehr hätten, sondern das heißt, daß eben nicht mehr *eine* religiöse Gewißheit für *alle* Menschen einer Kultur gilt, sondern daß jeder von uns nach *seiner* eigenen ‚Fasson‘ selig zu werden versucht, bzw. versuchen muß. Das wiederum heißt nun nicht, daß etwa jeder einzelne *seine* Religion erfinden müßte, sondern daß jeder von uns auswählen kann, ja auswählen muß unter einer Vielfalt von Deutungsangeboten. Das Lebens-Problem des modernen Menschen besteht deshalb vor allem darin, daß er keine *verbindlichen* Deutungsmuster mehr vorfindet, vermittels derer er seinen außerordentlich unterschiedlichen Lebenssituationen, seinen Interessen und Orientierungen, einen umfassenden und übergreifenden Sinn abgewinnen könnte. Dieser – fatale – Sachverhalt wird vielleicht deutlicher, wenn wir z. B. überlegen, welche *gemeinsame* Bedeutung wir unserer täglichen Arbeit im Betrieb, unseren Eßgewohnheiten, unserem Liebesleben, der Lohnsteuererklärung, dem Urlaub auf Mallorca, dem morgendlichen Zähneputzen, unserem Hobby, der Mitgliedschaft in einem Verein, unseren nächtlichen Träumen, unserem wöchentlichen Lotto-Tip, der Geburt eines Kindes, einem Autounfall, dem iranisch-irakischen Krieg, dem Einkauf im Supermarkt, unserer Teilnahme an einer Gruppen-Therapie, unserer Einstellung zu Helmut Kohl und dem Genuß einer Zigarette – um nur einige will-

kürliche Beispiele zu nennen – wohl noch zu verleihen vermögen. Und selbst wenn wir virtuose Interpreten sind, und es uns tatsächlich gelingt, dem allem *einen* Sinn zu geben, so werden wir wohl kaum bezweifeln, daß schon unser Nachbar *diesen* Sinn *so* nicht sieht.)

Das moderne Leben ist aufgeteilt, ist zersplittert in zahlreiche Sektoren und Segmente, in Großbereiche der Wirtschaft, der Politik, der Massenmedien, der Kunst, der Familie und – für manche Menschen – auch der institutionalisierten Religion, und es ist darüber hinaus zerbrochen in ganz unterschiedliche alltägliche Situationen, in separate Ereignisse und Abläufe, die alle ihren je eigenen Sinn haben, und die durch nichts anderes zusammengehalten werden als dadurch, daß eben *wir* sie erleben und durchleben. Um es noch einmal zu sagen: Wir, jeder einzelne von uns, *bastelt* aus den Versatzstücken seiner diversen Angelegenheit eben *seine* Tage und letztlich *sein* Leben zusammen. Wir nehmen teil an ganz unterschiedlichen öffentlichen und privaten ‚Veranstaltungen‘ – zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Wir sind Teilzeit-Menschen.

Und diese Teilzeit-Orientierung prägt eben nicht nur unser soziales Verhalten, unser gesellschaftliches Leben, diese Teilzeit-Orientierung prägt auch unser je individuelles Bewußtsein in einer typischen Weise, äußert sich in dem, was wir oben ‚Bastel‘-Mentalität genannt haben. Wir sind darauf angewiesen, die ‚Drehbücher‘ unseres individuellen Lebens selber zu schreiben, die ‚Landkarten‘ für unsere Orientierung in der Gesellschaft selber zu zeichnen, über unsere Biographie, unsere Persönlichkeit, unser Selbstverständnis selber ‚Regie zu führen‘. Unser Tages- und Lebenslauf ist gleichsam eine unstete und manchmal auch unsichere ‚Wanderung‘, die wir so durch eine Vielfalt von Lebens-Welten unternehmen. Wir modernen Menschen sind nicht mehr ‚zuhaus‘ in einem stimmigen Sinn-Kosmos, wir ähneln eher Vagabunden (oder allenfalls Nomaden) auf der Suche nach geistiger und gefühlsmäßiger Heimat – oder wenigstens nach einer ideellen Herberge: Wir alle glauben manches und glauben manches nicht. Wir alle wissen auch, daß andere etwas anderes glauben und manches, was wir glauben, eben nicht glauben. Jeder ‚Glaube‘, alles ‚Glauben‘ ist relativ geworden, ist nicht mehr kulturell fraglos ‚gegeben‘, sondern das Ergebnis einer individuellen Entscheidung – und mithin eben *eine* Möglichkeit unter *vielen*. Das wollen wir uns an einigen ‚typischen‘ alltäglichen Erfahrungen veranschaulichen.

IV. Neuheiten und Gewohnheiten

Wir alle, ob wir es nun selber wahrhaben oder nicht, sind zugleich oft Jäger des abenteuerlich Neuen *und* Wahrer (und Wächter) unserer eingeschliffenen Gewohnheiten: Wir wechseln unentwegt, alltäglich – oft gerade auf der Suche nach dem Nicht-Alltäglichen –, nicht nur zwischen ganz unterschiedlichen Situationen, sondern auch nicht selten zwischen ganzen Lebenszusammenhängen: Wir verlassen unsere Partner und suchen uns neue; wir kündigen unseren Job und suchen einen anderen Arbeitsplatz; wir geben Hobbys und sonstige Freizeitaktivitäten auf und wählen solche, die uns ‚jetzt‘ besser zusagen; wir tauschen die eine Sportart gegen eine andere ein – und haben dabei das Verlangen, und, wenn es glückt, auch vorübergehend den Eindruck, aus dem Gewohnten auszuberechnen. Aber nach einer ‚kribbelnden‘ Zeit der Um- und Neuorientierung merken wir

dann zumeist, daß nicht nur *wir* halt doch einfach ‚*wir*‘ geblieben sind, sondern daß auch die neuen Menschen, die neuen Umgebungen, die neuen Interessen seltsam viele Ähnlichkeiten mit dem aufweisen, was wir ‚hinter uns‘ geglaubt haben: Der neue Partner zeigt – oder entwickelt im Zusammenleben mit uns – Eigenschaften, die wir eben als ‚typisch‘ beim früheren Gefährten angesehen haben; die neue Tätigkeit, die Betriebsatmosphäre, die Arbeitsbedingungen erinnern uns in vielem, in allzu vielem an den ehemaligen Job; das ‚ganz andere‘ Hobby ist eben auch ein Hobby, mit vielen typischen Merkmalen eines Hobbys; die neomodische Sportart hat eben auch ihre Vor- und Nachteile, ihre Zwänge und Möglichkeiten, wie jene, die wir aufgegeben haben. Kurz: Das ‚neue‘ Leben ist, sobald es nicht mehr vor allem ‚neu‘ ist, vor allem auch *Leben*, eben *unser* Leben. Wir wiederholen uns, mit gewandelten Inhalten, im großen und ganzen in dem, was wir tun, und vor allem in dem, *wie* wir es tun: Wir sind, manchmal merken wir es mit einigem Schrecken, unter den oft hauchdünnen frischen Schalen ‚die Alten‘ geblieben.

Wir suchen neue Wege, aber auf unserer alten ‚Landkarte‘. Wir schlüpfen in neue Rollen, aber wir spielen sie nach unseren vertrauten ‚Drehbüchern‘. Wir engagieren neue Stars, aber wir müssen weiterhin ‚Regie führen‘. Unsere ‚Landkarten‘, unsere ‚Drehbücher‘ legen unsere Art der Beziehungen zu Dingen wie zu Menschen fest, aber sie wiederum sind auch ‚mitgestaltet‘ durch unsere persönlichen Lebens-Erfahrungen und durch unsere Prägung durch geographische Räume, durch geschichtliche Zeiten, durch soziale Gruppierungen und Milieus, die wir auf eine besondere, eben auf ‚unsere eigene‘ Art und Weise erleben, wahrnehmen. In gewisser Weise *sind* wir nämlich, was wir *tun* (oder eben gerade *nicht* tun): Auch mit einem neuen Partner fallen wir z. B. gerne zurück in unsere sexuelle Eigenheiten und Vorlieben, in unsere Eß-, Anzieh- und Ausgegghewohnheiten, in *unsere* Art, den Haushalt zu organisieren, Freizeiten zu gestalten, Ferien zu machen. – Wenn wir hingegen z.B. eine ‚bessere‘ Art, Ferien zu machen, finden, dann vielleicht versuchen wir diese Einsicht zu verwirklichen gerade mit dem vertrauten Partner (oder – wie gewohnt – eben gerade ohne ihn), dann machen wir auch die ‚neuen‘ Ferien z.B. im Rahmen des uns zustehenden Jahresurlaubs, unter Berücksichtigung all der Einschränkungen, die auch schon früher galten, usw.

Damit will ich nur andeuten, daß, was immer wir in unserem Leben ändern, in diese Änderung(en) hinein ein riesiger ‚Ballast‘ von eben jeweils *nicht* Verändertem, bzw. nicht veränderbar Erscheinendem mitgeschleppt wird. Dies, so meine ich, gilt selbst dann, wenn wir uns wirklich – ausnahmsweise – entschließen, ein ‚ganz neues Leben‘ anzufangen. Wenn wir uns entschließen, z.B. statt monogam wie bisher, ungläubig wie wir waren, pünktlich, fleißig und karrierebewußt, wie es uns selbstverständlich schien, bürgerlich behaust und vereinsmäßig organisiert wie es uns seither gefiel, zu leben, nunmehr uns eben einer sexuell freizügigen, spirituellen Kommune anzuschließen, unsere Sozialversicherung zu kündigen, den Betriebsalltag gegen kreative Selbst-Verwirklichungs-Chancen einzutauschen, uns in wallende Gewänder zu hüllen und erdverbunden in einer abseits gelegenen primitiven Blockhütte zu hausen, selbst *dann* lassen uns weder unsere Erinnerungen noch unsere stillen – auch in einem solchen Universalprogramm nicht reformierten – Eigenheiten nicht unbeschwert in die ‚Fremde‘ ziehen: Da sind Accessoires, von denen wir uns einfach nicht trennen wollen, Freundschaften, die wir nicht missen möchten, Alltagsregeln, die wir nicht aufgeben zu können glauben. Das mag beim Zähneputzen beginnen

oder beim Ruhebedürfnis, bei der Nagelpflege oder bei unserem Verhältnis zu unseren Pickeln. Vielleicht z.B. können wir einfach nicht mit Genuß essen, wenn am Tische jemand schmatzt; vielleicht können wir – wie bisher – auch weiterhin keinem gutaussehenden Vertreter des anderen Geschlechts offen in die Augen sehen; vielleicht müssen wir auch weiterhin einfach am Sonntagabend mit unserer Mutter telefonieren; vielleicht gelingt es uns einfach nicht, gewisse Schamschranken zu überwinden – oder einzuhalten. All dies läßt sich im einzelnen selbstredend ändern, wenn es uns zum Problem wird. Aber nicht alles wird uns zum Problem, ja sehr vieles nicht – auch wenn wir die Absicht oder auch schon den Eindruck haben, nun alles ‚ganz anders‘ zu machen. Unsere – jeweils ganz individuelle – Persönlichkeit basiert zum großen Teil auf vielen solchen unbefragten Selbstverständlichkeiten, die gleichsam jedem Film unseres Lebens, auch wenn er nun eine andere oder eine *ganz* andere Story erzählt, unsere unleugbare ‚Handschrift‘ aufprägen.

Normalerweise aber betätigen sich die meisten von uns ja gar nicht als das, was man derzeit gerne ‚Aussteiger‘ nennt (und was eigentlich viel eher ‚Umsteiger‘ heißen sollte, denn nur wer sich umbringt, steigt ‚aus‘ aus dem Leben, all die anderen ‚Aussteiger‘ steigen einfach von der einen Art und Weise zu lieben ‚um‘ in eine andere, wechseln von einem Lebensstil zum nächsten über). Normalerweise wechseln wir vielmehr einfach *im Rahmen* dessen, was wir tun, Themen und Interessen, Beziehungen und Neigungen. Normalerweise korrigieren wir eben dies oder jenes, modifizieren das eine und forcieren das andere, zerstören auch gelegentlich etwas und bauen (meist unter Verwendung liegengebliebener Trümmer) wieder etwas ‚neu‘ auf.

V. Phantastische Vorstellungen

Vieles, was uns änderbar, änderungswürdig, änderungsbedürftig erscheint, bleibt aber auch einfach nur *Phantasie* – und verändert dadurch zwar das Spektrum unserer vorgestellten Möglichkeiten, verfestigt jedoch zugleich auch unsere routinisierte alltägliche Wirklichkeit: Das Phantasieren über das Ungewohnte trägt nicht unwesentlich dazu bei, das Gewohnte eben weiterhin gerade so zu vollziehen, wie wir es gewohnt sind. Wann immer wir nicht ‚gefesselt‘ sind von unserem tatsächlichen Tun – und dies kann bei der Arbeit sein oder im Bus, beim Gottesdienst, beim Essen, bei der Morgentoilette und sogar beim routinemäßig vollzogenen Sexualakt – phantasieren wir, unwillkürlich oder auch ganz beabsichtigt, über Kleinigkeiten (wie z.B. über ein neues Kleidungsstück oder darüber, was es heute abend wohl zu essen geben wird). Oder wir phantasieren über großartige private ‚Märchen‘ (wie z.B. das Leben auf einer einsamen Insel, den Flug zu fernen Sternen, das Dasein als Bundeskanzler). Ob Phantasien sich auf Vergangenes oder auf Zukünftiges, auf Wünschenswertes oder zu Befürchtendes, auf Banales oder Grandioses richten, immer schaffen sie eine Distanz zwischen unserem alltäglichen Tun und unserem Bewußtsein, immer tragen sie so ihr Scherflein dazu bei, daß wir eben das Gewohnte wie gewohnt vollziehen.

Manche Phantasien helfen uns dabei, etwas zu beginnen. (Z. B. helfen sexuelle Phantasien dabei, sexuell aktiv zu werden – im Sinne einsamer Selbstbefriedigung ebenso wie im Sin-

ne eines Tuns gemeinsam mit einem oder auch mehreren anderen.) Manche Phantasien helfen uns dabei, etwas zu verzögern oder abubrechen. (Um beim Thema Sex zu bleiben: z.B. helfen Phantasien über die Steuerklärung ganz vorzüglich, Orgasmen hinauszuzögern oder sich – aus welchem Grund auch immer – eben einer unweigerlichen körperlichen Stimulanz *nicht* hinzugeben. – Prostituierte verwenden etwa derartige Phantasietechniken, um bei Kunden ‚kühl‘ zu bleiben.) Schließlich gibt es auch Phantasien – und das sind die meisten Tagträumereien –, die uns helfen, eine an sich nicht befriedigende Situation aus- und durchzuhalten. (Z.B. vermag wohl das Phantasieren eines Wunschpartners über den realen Vollzug mit einem nicht oder nicht mehr als begehrenswert empfundenen Paarungs-Kontrahenten hinwegzuhelfen, bzw. das triste Ereignis doch noch in eine Sensation, in einen Sinnenkitzel zu verwandeln.)

Wir betreten diese ‚anderen‘ Welten der Phantasie manchmal durch schlichtes Einschlafen (und bewohnen dann die Traumwelt), manchmal betreten wir sie durch Langeweile (und ‚verlieren‘ uns dann in Tagträumereien), manchmal betreten wir sie auch durch dezidierte Aufforderung zum Mit-Spielen (und wenn wir uns für das Spiel engagieren, gelingt es sogar uns Erwachsenen gelegentlich noch, auch tatsächlich in die Spiel-Welt umzusteigen). Wir können uns aber auch durch *Konsum* ohne viel eigene Anstrengung – gleichsam mit dem ‚Aufzug‘ – in Phantasiewelten befördern lassen: Durch Lesen, aber auch durch Radio-, Schallplatten-, Tonbandhören, durch Fernsehen oder – weniger häuslich – durch den Besuch von Kinos, von Spielhallen, von Nachtclubs, gelegentlich auch von Kunstausstellungen, Sportveranstaltungen, Modeschauen und dergleichen. All das kann dazu dienen (und dient auch zumeist dazu), Phantasielandschaften bestimmter Ausprägungen zu konstruieren, in denen wir uns dann wieder ganz individuell bewegen. (Gestatten Sie mir hier einen kleinen Exkurs: Pornographisches Material etwa verstärkt zwar einerseits zumeist unser konventionelles Sexualverhalten, andererseits aber erschließt es offenbar auch für viele Menschen – nicht nur für Männer – alternative Vorstellungsräume. Sexualwissenschaftler haben zum Beispiel festgestellt, daß sexueller Sadismus und Masochismus nur zu einem geringen Teil in praktische Handlungen umgesetzt werden, im wesentlichen aber einfach als Phantasiespiel betrieben wird – auch dann, wenn alle möglichen barbarischen Accessoires (wie Peitschen, Fesseln, Lederkleidung und ganze Folterkammern) als ‚Vehikel‘ zum Einstieg in diese imaginäre Wirklichkeit benutzt werden).

Manche von uns benutzen auch andere ‚Vehikel‘ für die Reisen in ihre Phantasiewelten: Die ‚Vehikel‘ legalisierter und (noch) nicht legalisierter Drogen. Wenn wir einschlägigen Bekundungen (jedenfalls vor der Glykol-Affäre) glauben dürfen, so ist ja vor allem im Wein viel Wahrheit, bzw. soll der Genuß desselben zur Erkenntnis eben dieser verhelfen. Ein ähnliches Resultat versprechen auch die meisten der in unserer Kultur verbreiteten Psycho-Therapie-Formen: Sie deklarieren sich mehr oder minder marktgerecht (dem derzeitigen Markt des Bedürfnisses nach ‚Selbst‘-Erfahrung gerecht) als die ‚wahren‘ Wege zu anderen, zu ganz anderen oder auch erst zu den ‚eigentlichen‘ Bewußtseinszuständen. Insofern locken Psycho-Therapien uns durchaus mit ähnlichen Versprechungen wie es auch Alkoholika, Halluzinogene (wie Haschisch, Meskalin, LSD, Fliegenpilze), und Opiate (wie Opium, Heroin, Kokain) tun.

Durch all diese Pforten also versuchen wir, aus dem Alltag in unsere Phantasiewelten zu entschlüpfen, wobei dieses Entschlüpfen von uns zumeist wirklich nur als ‚phantastischer‘ Ausflug gedacht ist, als geistiger Spaziergang, der eben praktisch durchaus dabei hilft, auch weiterhin den gewohnten Alltag so zu leben, wie zu leben wir ihn gewohnt sind. Gerade weil wir bei Bedarf zumeist Ausflüge in unsere Phantasiewelten unternehmen können, passen wir uns auch an nicht so angenehme, aber eben als mehr oder weniger notwendig empfundene Situationen des alltäglichen Lebens so an, daß sie für uns erträglich werden – und so, daß wir für die anderen, mit denen wir diese Situationen jeweils teilen, auch erträglich bleiben.

Diese kleine Reise in die Welt(en) der Phantasie sollte uns zeigen, daß wir Teilzeit-Menschen sind, nicht nur in dem Sinne, daß wir alltäglich an ganz verschiedenen sozialen Lebens-Welten teilnehmen, sondern daß wir auch, gleichsam ‚quer‘ dazu, oft *gleichzeitig* verschiedene Welten bewohnen. Die Welten am Rande oder jenseits unseres Alltags erreichen wir auf ganz verschiedenen Wegen, denen aber immerhin gemeinsam ist, daß sie ein ‚Loslassen‘ bedeuten, ein ‚Loslassen‘ von unseren alltäglichen Wichtigkeiten, von unserer alltäglichen Betriebsamkeit, von der alltäglichen Notwendigkeit, für unser Leben und Überleben zu sorgen.

VI. Typische Erfahrungen

Während wir den Tag, den Alltag durchwandern, an den unterschiedlichsten Aktivitäten teilnehmen, Teilzeit-Interessen verfolgen und Teilzeit-Notwendigkeiten erledigen, führen wir – zum großen Teil ganz selbstverständlich, also ohne daß es uns besonders auffällt – recht komplizierte ‚Umschalt-Manöver‘ durch, jonglieren wir mit Regeln und Verhaltensweisen, wenden wir uns vom einen ab und dem anderen zu, flüchten wir in Phantasiewelten und kehren wir wieder in die oft gar nicht so banalen, sondern eben nur vertrauten Alltagsabläufe zurück. Wenn wir einen Tag beginnen, dann wissen wir allenfalls die wichtigsten Stationen, die wir ansteuern werden – wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischenkommen wird: Wir wissen z. B., daß wir gleich aufstehen werden, daß wir unsere Morgentoilette machen, unser Frühstück einnehmen, zur Arbeit fahren, bestimmte Dinge erledigen und Termine einhalten werden, daß wir vielleicht in der Kantine essen und weiterarbeiten, dann nach Hause fahren, Abendbrot essen, mit den Kindern spielen, einen wichtigen Brief schreiben, ein wenig fernsehen oder vielleicht zu einer Party gehen werden, daß wir schließlich zum Schlafengehen rüsten, womöglich ehelichen oder nichtehelichen Vergnügungen nachkommen und daß wir dann endlich einschlafen werden. Wenn wir auf einen Tag zurückblicken, erinnern wir uns auch nur zumeist an das ‚Typische‘ zum einen, also an das, was ‚wie erwartet‘ war oder ‚wie immer‘, und zum anderen konkret an das, was wir eben als besonders, als außergewöhnlich, als bemerkenswert erfahren haben. Aber es dürfte uns schwerfallen, uns wirklich *jedes* Umschalten, jede Veränderung unserer teilzeitlichen Wichtigkeiten – einschließlich unserer kürzeren oder längeren Exkursionen aus dem alltäglichen Vollzug heraus in unsere Phantasiewelten – ins Gedächtnis zu rufen. Wir erleben normalerweise einen Tag eben als einen Tag, so wie wir unser Leben normalerweise eben als *unser* Leben erleben, als Kontinuum, als Ereigniskette, die durchaus auch Probleme mit sich bringt – manchmal schwierige Probleme, seltener Probleme, die fast

unlösbar erscheinen, und noch seltener Probleme, die wirklich unlösbar sind. Das meiste jedoch, was wir tun, verlangt uns keine allzugroße Originalität ab – aber nicht etwa, weil wir etwa nur Rädchen wären, die in einem geheimnisvollen Uhrwerk bewegt würden, sondern weil wir von anderen Menschen und durch eigene Erfahrungen gelernt haben, das, was jeweils zu tun ist, um diese und jene und viele andere Situationen zu bewältigen, eben ‚einfach‘, und das heißt, wenn nichts Besonderes geschieht, eben ziemlich fraglos und zweifelsfrei auch wirklich zu *tun*.

Wie aber gelingt uns das (meistens)? – Nun, obwohl *jede* Situation in vieler Hinsicht einmalig, unwiderruflich und unwiederbringlich ist, weist sie doch stets auch Merkmale auf, die so oder so ähnlich oder so ungefähr oder auch genau so nicht sind, wie gewisse Merkmale anderer, früher erlebter oder phantasierter Situationen. Und so hat für uns jede konkrete, einmalige Situation mehr oder weniger viele ‚typische‘ Eigenschaften. Und die meisten normalen Situationen eines normalen Tages eines normalen Menschen sind so typisch, daß wir sie, wenn, wie gesagt, keine besonderen Ereignisse eintreten, auch nur noch als Situations-*Typ* registrieren (zur Arbeit fahren z.B. oder ‚Abendbrot essen‘ oder ‚Abrechnungen machen‘ usw. – Mit der Zeit wird vielleicht auch ‚Beischlaf vollziehen‘ zu einem routinisierten Handlungstyp, in dem die einzelnen konkreten Aktivitäten ‚aufbewahrt‘ sind, und den wir nach bestimmten Regeln oder zumindest Regelmäßigkeiten ausüben. Und wir wissen dann auch, daß ‚Beischlaf vollziehen‘ etwas anderes ist als z.B. ‚Hemden bügeln‘, und daß ‚Zähneputzen‘ etwas anderes ist als ‚Kegeln gehen‘.) Normalerweise sind wir uns jedoch nicht so recht im klaren darüber, warum und aufgrund welcher Merkmale *diese* konkreten Erfahrungen zu *diesem* Typ gehören und *jene* Erfahrungen eben zu *jennem* Typ.

Im Grunde ist es aber ganz einfach, fast banal: Es sind verschiedene Spiele, die wir spielen. Manche spielen wir allein (vor allem unsere Phantasiespiele), und manche spielen wir mit anderen zusammen (die meisten unserer Alltags-Spiele). Jedes Spiel aber hat seine Spiel-Regeln, die es von anderen Spielen ‚typisch‘ unterscheiden. Zumeist befolgen wir diese Regeln, ohne sie uns ausdrücklich zu vergegenwärtigen. Manchmal, vor allem wenn ein Spiel problematisch wird oder zu werden droht, fangen wir auch an, die Regeln zu rekonstruieren, sie uns zu vergegenwärtigen. (Meistens rekonstruieren wir aber auch dann nicht das *ganze* Regel-System, sondern begnügen uns damit, uns der Regeln gerade soweit zu vergewissern, daß wir ‚irgendwie‘ weiterspielen können.) – Das hat seinen guten Grund: Wir *müssen* nämlich immer weiterspielen (bis zum Tode), einfach deshalb, weil eben die Zeit vergeht, weil wir *in* der Zeit leben, weil wir nicht wirklich anhalten und aussteigen können, sondern weil der Strom unseres Erlebens unerbittlich dahinfließt.

Trotzdem können wir, vielleicht mit etwas Übung, so ‚tun als ob‘, denn Menschen haben eine ganz seltsame, eine faszinierende, eine wahrscheinlich im Verhältnis zu anderen Lebensformen einmalige Begabung: Menschen können sich dem, was sie tun, in Gedanken zuwenden, sie können *reflektieren*, sie können ihr Tun (oder Nicht-Tun), ihr vergangenes, ihr zukünftiges und – mit gewissen Schwierigkeiten – wohl auch ihr gegenwärtiges Tun bedenken. Meistens bedenken Menschen dann etwas, was ihnen problematisch, eben bedenklich erscheint. Nur selten bedenken sie das, was ‚wie von selbst‘ geht, was selbstverständlich zu ‚funktionieren‘ scheint. Menschen bedenken normalerweise *nicht* die Regeln, nach denen ihr Leben ‚wie gewohnt‘ verläuft. Sie bedenken kaum die Regeln ihrer Teil-

zeit-Spiele und noch weniger *die* Regeln, nach denen sie diese Teilzeit-Spiele zu einem ganz individuellen, ganz einmaligen Gesamt-Spiel, zum Spiel *ihrer* Lebens zusammenfügen, *die* Regeln also, nach denen sie ihre eigene Biographie ‚basteln‘. Dabei sind auch diese Gesamt-Regeln relativ einfach.

VII. Der Sinn des Lebens

Wir Menschen leben zwar in einer Welt, deren Rahmenbedingungen von der Natur gegeben sind (und die wir nur bedingt überschreiten und durchbrechen können), aber wir leben nicht ‚natürlich‘ in dieser Welt. Das heißt, wir erleben die Welt nicht aufgrund eines genetischen Programms und auch nicht aufgrund eines metaphysischen oder historischen Gesetzes. Wir erleben vielmehr die Welt aufgrund unserer Interpretationen, aufgrund unserer *Deutungen* dieser Welt, die *diese* Welt für uns eben erst dadurch wird, daß wir sie auslegen, daß wir ihr ‚Sinn‘ *verleihen*, daß wir ihr Bedeutungen *zuschreiben*. Ohne solche Leistungen unseres Bewußtseins ist die Welt völlig sinnlos. Wir können sagen, ohne uns *ist* die Welt einfach, aber sie ist nicht *da*. *Wir* sind *da*, und nur bezogen auf unser Da-Sein wird die Welt ‚wirklich‘, wird sie zu einem Wirkungs-Zusammenhang. Anders ausgedrückt: Wir Menschen *produzieren* ständig den Sinn, den die Welt für uns hat (wir können gar nicht anders). Manchmal gelingt uns das ganz unmittelbar und ohne größere Probleme, manchmal gelingt es auch nur sehr mittelbar und unter Rückgriff auf oft recht komplizierte Erklärungssysteme, die in menschlichen Kulturen in vielfältigen Formen von Menschen erfunden und über Generationen, manchmal über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg weitergegeben werden. (Die wohl eindrucksvollsten Erklärungssysteme sind nach wie vor die sogenannten Weltreligionen. Dazu gehören aber auch politische Ideologien, therapeutische Konzepte – vom steinzeitlichen Schamanismus bis zu zeitgenössischen Psycho-Analysen –, und – in einem eingeschränkten Sinn – wohl auch die Wissenschaften.)

Diese unabweisbare menschliche Begabung – die im übrigen auch ‚problematischen‘ Typen unserer Gattung, wie etwa Geistig Behinderten oder sogenannten Geistes-Gestörten, eignet –, diese unabweisbare menschliche Begabung, Sinn zu setzen und damit Wirklichkeit zu konstruieren, ist der Schlüssel dazu, daß es uns, jedem einzelnen von uns, gelingt, aus seinen zum großen Teil so völlig verschiedenen Teilzeit-Aktivitäten etwas Zusammenhängendes, gleichsam ‚ein Ganzes‘, eben *seinen* Tag, *sein* Leben zu basteln. So unterschiedlich die Spielregeln für die Einzel-Spiele sind, die wir alleine spielen oder an denen wir teilnehmen, sie alle bündeln sich eben in uns, und wir heben ihren Eigen-Sinn auf in dem Sinn, den *wir* ihnen verleihen als Elementen, als Bausteinen unseres individuellen, sinnhaften Lebens. (Eine Extremform solcher biographischer Sinn-Konstruktion kann im übrigen auch darin bestehen, daß wir unser Leben oder Teile unseres Lebens für sinnlos erklären. Denn so oder so, wir *erklären* es als etwas. Und paradoxerweise gelingt es uns eben auch, Sinn durch die Propaganda von Sinnlosigkeit zu erzeugen.) Kurz: Wir Menschen sind es, die Sinn setzen, aber wir Menschen auch *kommen* nicht *umhin*, Sinn zu setzen. Wir sind ständig und unausweichlich in ‚objektiv‘ unzusammenhängende Teilzeit-Aktivitäten verstrickt, aber wir stricken, häkeln und weben daraus einen mehr oder weniger haltbaren Lebens-Teppich. Wir knüpfen normalerweise zwar nicht gerade einen kunstvollen Perser-

teppich, wohl auch keinen harmonischen Berber, ja meistens reicht es nicht einmal zu einem anständigen Flokati, sondern normalerweise stückeln wir eben, wie es mein Lehrer, Thomas Luckmann, einmal so österreichisch ausgedrückt hat, einen ‚Fleckerlteppich‘ zusammen. Aber nichtsdestotrotz und immerhin: Man kann auch, und auch noch relativ ‚zwanglos‘, auf einem ‚Fleckerlteppich‘ stehen, ohne gleich kalte Füße zu bekommen.

Auswahl aus der zugrundeliegenden Literatur:

Beck, Ulrich, Jenseits von Stand und Klasse?, in: R. Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten. (Sonderband 2 von ‚Soziale Welt‘). Göttingen 1983

Berger, Peter, Berger, Brigitte und Kellner, Hansfried, Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt/M. und New York 1975

Berger, Peter und Luckmann, Thomas, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1969

Cohen, Stanley und Taylor, Laurie, Ausbruchsversuche. Frankfurt/M. 1977

Goffmann, Erving, Rahmen-Analyse. Frankfurt/M. 1977

Gross, Peter, Hitzler, Ronald und Honer, Anne, Kleine Konstruktionen. Zur Theorie der Bastelmentalität. Bamberg (Mskr.) 1985 (erscheint in: Zeitschrift für Soziologie)

Hitzler, Ronald Und Adam versteckte sich. Privatheit und Öffentlichkeit als subjektive Erfahrung, in: Soziale Welt, H. 4/1985

Hitzler, Ronald und Honer, Anne, Lebenswelt – Milieu – Situation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 1/1984

Honer, Anne, Beschreibung einer Lebens-Welt, in: Zeitschrift für Soziologie, H. 2/1985

Luckmann, Benita, The Small Life-Worlds of Modern Man, in: T. Luckmann (Hrsg.), Phenomenology and Sociology. Harmondsworth 1978

Luckmann, Thomas, Zwänge und Freiheiten im Wandel der Gesellschaftsstruktur, in: H. G. Gadamer und P. Vogler (Hrsg.), Neue Anthropologie, Bd. 3. Stuttgart und München 1972

Luckmann, Thomas, Grenzen der Alltagserfahrung und Transzendenz. Vortrag beim Symposium ‚Musik und Transzendenz‘. Graz (Mskr.) 1983

Luckmann, Thomas, Social Structure and Religion in Modern Industrial Society, in: Z. Roter und F. Rodé (Hrsg.), Science and Faith, Ljubljana und Rom 1984

Michailow, Matthias, Das Heraufziehen von Kristallwolken des Lebensstils vor der untergehenden Sonne von Klasse und Stand. Aachen (Mskr.) 1984

Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas, Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1 und 2. Frankfurt/M. 1979 und 1984

Soeffner, Hans-Georg, ‚Typus und Individualität‘ oder ‚Typen der Individualität‘?, in: H. Wenzel (Hrsg.), Typus und Individualität im Mittelalter. München 1983